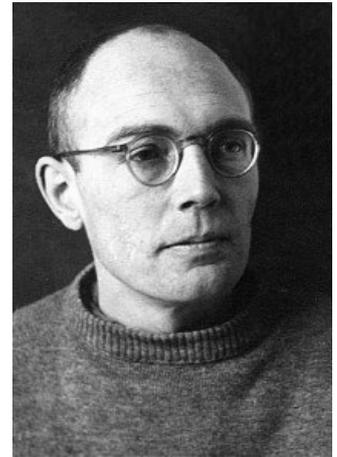


PREDIGT
über den seligen
Karl Leisner
Bochum
Heimkehrer-Dankes-Kirche



Warten. Warten an der Bushaltestelle, beim Zahnarzt, im Vorzimmer einer Behörde. Wir alle kennen das. Warten kann anstrengend sein. Es hilft, wenn man abwägen kann, wie lange das Warten noch dauern wird, zu wissen, wann der Bus laut Fahrplan kommen muss, abzählen zu können, wie viele Patienten noch vor mir dran sind, anhand der gezogenen Nummer abschätzen zu können, wann das Warten ein Ende hat. Vor Weihnachten haben bei uns wohl alle Kinder einen Adventskalender. Die noch nicht geöffneten Türchen sagen ihnen, wie oft man noch schlafen muss bis das Christkind kommt. Das macht das Warten erträglicher. Wehrpflichtige trugen früher ein Maßband in der Tasche, von dem sie jeden Tag einen weiteren Zentimeter abschnitten: Wieder ein Tag weniger bis zum ersehnten Ausscheiden!

Besonders schlimm kann das Warten werden, wenn es kein feststehendes Ziel, kein abschätzbares Ende gibt, wenn nicht klar ist, wann das Warten vorbei sein wird. Unter anderem genau davon spricht dieser Kirchenbau hier, die Heimkehrer-Dankeskirche. Sie erzählt von den vielen, die wider alle Hoffnung die Hoffnung nicht aufgegeben haben und nach Jahren des Bangens endlich, endlich wieder nach Hause durften, von der schließlich doch noch erfüllten großen Sehnsucht. „Als der Herr das Los unserer Gefangenschaft wendete, da waren wir alle wie Träumende!“ Dieser Satz aus dem Psalm 126, der in großen Buchstaben an zentraler Stelle in diesem Gotteshaus zu lesen ist, er ist die Zusammenfassung aller Beweggründe, die zur Errichtung dieser Kirche führten. Dankbarkeit, aber auch Trauer und Entsetzen angesichts dessen, was diese Männer – und auch Frauen – miterlebt hatten, Gefühle, die man nur religiös adäquat verarbeiten kann, die gleiche Aufgewühltheit, die die damalige Generation angeleitet hat, der neu zu erbauenden Bundesrepublik die Worte ins Stammbuch des Grundgesetzes zu schreiben: „Im Bewusstsein unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen ...“

Sie haben mich gebeten, zu Ihnen über Karl Leisner zu sprechen. Karl Leisner, bei Kriegsende 30 Jahre alt, war kein Heimkehrer, er war auch kein Soldat. Und trotzdem passt seine Geschichte hierher in diese Kirche, gerade hierher. Insgesamt 2.003 Tage, also 5½ Jahre war auch er in Gefangenschaft, in verschiedenen Gefängnissen und KZs, verhaftet als Gegner des Naziregimes, als Defätist Hitlers, eingesperrt von seinen eigenen Landsleuten. Die meiste Zeit hat Karl in Dachau eingesessen, schier nicht enden wollende Jahre, Nächte voller Schmerzen und Angst, Wochen voller Ungewissheit, Momente, in denen er den sicheren Tod vor sich sah. Wann wird das alles ein Ende haben? Karls Gebete, sein Hoffen und seine Sehnsucht nach einem Ende der Gefangenschaft erfüllten sich. Am 29. April 1945 kam auch für ihn die so lang erwartete Befreiung. Er erlebte sie mehr tot als lebendig im Krankenrevier des KZs, also in einer der völlig unterversorgten Baracken, in denen man die Todkranken und Sterbenden zusammenpferchte. In sein Tagebuch hat Karl damals mit zittriger Hand notiert: *„Die weiße Fahne auf der Kommandantur. – Was wird geschehen? Um 17.30 Uhr die ersten amerikanischen Soldaten. ... Riesiger Jubel im Lager, Freudenausbrüche bis an die Grenze des Möglichen. Die amerikanischen Soldaten werden (vor Freude schier) zerdrückt. Die mitgefangenen Polen stürmen die SS-Wache, zertrampeln das Hitlerbild, zerschmettern die SS-Gewehre. Eine Stimmung, unbeschreiblich. Innerhalb von nur zehn Minuten flattern die Fahnen der befreiten Nationen. Herrlich! Ich liege schwer krank da. Höre das alles nur von weitem und vom Erzählen. Ziehe mir die Decke übers Gesicht und weine zehn Minuten vor überwältigender Freude. Endlich frei!“* Unbeschreiblicher Jubel.

Wie wird das in Sibirien, in den Bergwerken des Kaukasus, oder auf den Kolchonen Kasachstans gewesen sein? Durfte dort auch gejubelt werden, wenn es hieß: Ihr könnt jetzt heim? Oder mussten die Emotionen hinuntergeschluckt werden, aus Angst, die Tyrannei könnte doch noch weitergehen? Und schließlich daheim: Überwog da die Freude oder war die Mischung der Emotionen schlichtweg undefinierbar? Und über allem die stete Frage: Warum habe gerade ich überlebt und so viele meiner Kameraden nicht?

Doch zurück zu Karl Leisner. Ich möchte Ihnen mehr von ihm erzählen. Karl war Jahrgang 1915. Aufgewachsen ist er am katholischen Niederrhein, nahe der holländischen Grenze. Karl war ein begabter Junge, sein Vater Beamter bei der Justiz. Er sollte aufs Gymnasium gehen, was Karl durchaus als Auszeichnung ansah, ihm aber nicht sonderlich viel Freude bereitete. Das wurde schlagartig anders, als ein neuer Lehrer an die Schule kam: Dr. Walter Vinnenberg. Der unterrichtete Sport ... und kath. Religion und ... er war Priester. Eine Kombination, die auch damals nicht alltäglich war. Schnell hatte Vinnenberg die Heranwachsenden an dieser reinen Knabenschule vollends von sich überzeugt und auf seiner Seite. In der Schule und außerhalb wurden Gruppenstunden organisiert,

vor allem Abenteuerfahrten mit dem Rad bzw. auch mit der Bahn, Zeltlager, sportliche Wettkämpfe usw. Die Größeren übernahmen Verantwortung für die Kleineren. Alles getragen von einer ernsthaft gelebten und zutiefst verinnerlichten Katholizität, die die Burschen zu überlegter Selbstdisziplin und steter Gewissensbildung anhielt. Viele Ideen und Eigeninitiativen brachten die kirchliche Jugendarbeit in dem kleinen Städtchen in kurzer Zeit zum Blühen. Bald war Karl einer der eifrigsten der Gruppenleiter. Sein Einsatz und seine Verlässlichkeit waren legendär und sprachen sich schnell herum, in der näheren und auch in der weiteren Umgebung, bis in die Bischofsstadt Münster. Der dortige Erzbischof, Clemens August Graf von Galen, der später einer der entschiedensten Prediger gegen die NS-Diktatur werden sollte, er machte den Abiturienten Karl Leisner zum Diözesanjugendführer.

Dadurch, aber auch schon vorher kam Karl in das Fadenkreuz der Nazis. Sein Glaube, sein Charisma und seine so lautere Begeisterungsfähigkeit waren ihnen von Anfang an ein Dorn im Auge. Zunächst beschränkten sich die Repressalien noch auf Kleinigkeiten: Die Gruppenstunden wurden behindert. Kinder und Eltern eingeschüchtert. Später kam es zu Überfällen durch die Hitlerjugend, die anfangs noch wie ein Spiel aussahen, dann aber blutiger Ernst wurden. Die elterliche Wohnung von Karl wurde nicht nur einmal von der Gestapo durchsucht, Karls Tagebücher und andere Dokumente beschlagnahmt. Man musste die Kasse abgeben. Das Vereinsheim in einer stillgelegten Mühle, das sich die Jugendlichen mit viel Mühe geschaffen hatten, es wurde von den NS-Horden massiv beschädigt und unbrauchbar gemacht. Sämtliche Fahrten und Ausflüge wurden von den staatlichen Behörden boykottiert, bevor 1937 die kirchliche Verbands- und Jugendarbeit schließlich ganz verboten wurde.

Doch Karl ließ sich nicht einschüchtern. Jetzt erst recht fasste er den Entschluss, Priester zu werden, und meldete sich nach dem Abitur 1934 im Priesterseminar in Münster. Auch von hier aus betreute und begleitete er die katholische Jugendarbeit, die nun im Untergrund stattfand, und war in seiner Freizeit oft stundenlang mit dem Fahrrad unterwegs, um die Jugendgruppen im Bistum zu besuchen und moralisch zu unterstützen.

Karl besaß schon vor seinem Theologiestudium ein kleines Messbuch, einen sogenannten Schott. Mit Schönschrift schrieb er als Student auf die erste Seite: „Sacerdotem oportet offerre – Ein Priester ist dafür da, das Opfer darzubringen.“ Man könnte auch übersetzen: „Ein Priester muss bereit sein, Opfer zu bringen.“ „Sacerdotem oportet offerre.“ Ob er damals geahnt hat, wie wahr dieses Wort für ihn noch werden würde?

Am 8. November 1939 entging Hitler im Münchner Bürgerbräukeller einem Bomben-Attentat. Er überlebte nur deshalb, weil er früher als geplant, den Saal

verlassen hatte. Karl, der im März 39 zum Diakon geweiht worden war, kommentierte diese Nachricht gegenüber einem Bekannten, dem er vertraute, mit den Worten: „Schade, dass der Führer nicht dabei war.“ Dieser eine Satz genügte, ihn verhaften zu lassen. Der Mitwisser hatte ihn durch eine ungeschickte Bemerkung verraten. Nicht einmal zwei Stunden später wurde Karl von der Gestapo abgeholt. Die Nazis hatten endlich ihren Hebelpunkt, wo sie ansetzen konnten, um ihn mundtot zu machen. Es folgten Haft, Folter und KZ, mehr als fünf Jahre lang, bis zum Ende der Hitlerdiktatur. Am längsten saß Karl im Priesterblock im KZ Dachau ein. Dort hatten die Nazis hunderte von unliebsamen Kirchenmännern inhaftiert, vor allem aus den besetzten Gebieten. Dachau war zwar kein Vernichtungslager wie Auschwitz, aber das Sterben und das Elend, Erniedrigungen, Schikanen und alle Arten von Unmenschlichkeit waren auch hier an der Tagesordnung. Die Insassen wurden zu harter Arbeit gezwungen und bekamen fast nichts zu essen, vor allem aber wurde ihnen jegliche medizinische Versorgung vorenthalten. Die Hygiene war miserabel. Typhus, Cholera und alle möglichen anderen ansteckenden Krankheiten gingen um. Karl verbrachte die meiste Zeit völlig entkräftet im Krankenbau. Nur dank der mitbrüderlichen Kameradschaft unter den KZ-Priestern, die ihn mit geschmuggelten Medikamenten und buchstäblich vom eigenen Mund abgesparten Essensrationen unterstützten, nur so hat er das NS-Regime überlebt, jedoch lediglich um wenige Wochen. Er verstarb am 12. August 1945 im Waldsanatorium in Planegg bei München.

Diese Kirche hier ist zum Dank erbaut worden, doch ist sie auch ein Mahnmal dafür, das Schlimme, was damals geschehen ist, das Unglück, das ganz Europa, ja Menschen in der ganzen Welt damals durchmachen mussten, nicht dem Vergessen anheim zu geben. Sie ist ein Denkmal. Denk mal nach!, sagt sie denen, die sich mit ihr befassen, die dem nachspüren, was ihre Erbauer seinerzeit bewegt hat, dem Geist, in dem sie errichtet wurde. Dieses Gebäude ist ein Haus Gottes, ein Haus des Gebetes, aber auch ein Denkmal, ein Denkanstoß selbst für diejenigen, die nur daran vorbeigehen und nicht hereinkommen: Heimkehrer-Dankes-Kirche steht in großen Buchstaben auf der Fassade. Heimkommen ist ein Grund zur Dankbarkeit. Denkmal! Denk mal nach!

51 Jahre nach seinem Tod hat Papst Johannes Paul II. bei seinem Deutschlandbesuch 1996 Karl Leisner im Berliner Olympiastadion selig gesprochen, das heißt: quasi auch ihn, seine Person und seine Geschichte zum Denkmal erklärt. Der Heilige Vater tat dies nicht von ungefähr genau an jenem historisch aufgeladenen Ort, wo die NS-Größen 1936 die ganze Welt mit im wahrsten Sinn blendend inszenierten Olympischen Spielen beeindruckten, wo sie in groß aufgezogener Propaganda von ihren unheiligen Plänen ablenkten und Nazi-Deutschland wider besseres Wissen als einen Hort der Fairness und der sportlichen Regeln darstellten. Denkmal! Denk mal nach!

Karl Leisner ist wohl der einzige, der je in einem KZ zum Priester geweiht wurde. Unter abenteuerlichen Umständen empfing er am 17. Dezember 1944 aus den Händen des ebenfalls inhaftierten Bischofs Gabriel Piguet aus Clermont-Ferrand in Frankreich die Priesterweihe. Ja, sein Lebenstraum war in Erfüllung gegangen, aber unter welchen Vorzeichen! Nur ein einziges Mal hat Karl in seinem Leben die hl. Messe zelebriert: am 26.12., am 2. Weihnachtsfeiertag, der jedes Jahr das Fest des heiligen Stephanus ist, und deswegen in Rot, der Farbe der Märtyrer gefeiert wird. Karl Leisner, ein Deutscher, zum Priester geweiht von einem Franzosen. Denkmal! Bedenke die Zeit und die tiefe Symbolik, die in diesem Tun steckt! Damals waren Deutschland und Frankreich Erzfeinde. Gerade die Menschen hier, an Rhein und Ruhr, hatten im Verlauf der Geschichte darunter sehr zu leiden. Heute sind Frankreich und Deutschland Partner auf Augenhöhe. Die Freundschaft der beiden Länder wird international als vorbildlich gerühmt, und Clermont-Ferrand, die Bischofsstadt von Gabriel Piguet, ist seit 1969, meinem Geburtsjahr, Partnerstadt von Regensburg, wo ich zum Priester geweiht wurde.

Jemand hat einmal davon gesprochen, dass das neue Europa in den KZs entworfen wurde. Dort, wo man Menschen aus den verschiedensten Nationen, Menschen mit verschiedensten Weltanschauungen und der verschiedensten Bildungsgrade zusammenfasste, konzentrierte und sie gemeinsam demütigte und schikanierte. Viele, zu viele haben dort ihr Leben gelassen. Gerade deshalb aber waren die, die überlebten, voll von der Überzeugung, dass es so etwas nie, nie wieder geben dürfe, dass die, die miteinander gelitten hatten, nun auch miteinander an einer neuen gerechten Ordnung arbeiten müssten, ja, dass sie die moralische Verpflichtung hätten ein freiheitliches, friedliches und brüderliches Europa zu erschaffen.

Aber auch die Ökumene, die nach 1945 neu anhub, speist sich aus Erfahrungen der Kriegszeit, in der die Kirchen zugegeben nicht immer die beste Figur abgaben. Doch Erlebnisse wie die Priesterweihe Leisners im KZ, bei der sich auch die inhaftierten evangelischen Geistlichen mit einbrachten, und ein orthodoxer Mithäftling sich bereit erklärte, vor der Baracke, wo der Gottesdienst stattfand, die Wachmannschaften abzulenken, machen deutlich, wie sehr es auf die Gemeinsamkeiten ankommt und wie wenig auf das, was uns trennt.

Ein großer Name aus dieser Zeit des Wiederaufbaus und der Neuorientierung nach dem Krieg ist unzweifelhaft der von Bundeskanzler Dr. Adenauer. Unvergessen bleibt sein Einsatz für die Freilassung der 1955 – zehn Jahre nach Kriegsende – immer noch in sowjetischer Kriegsgefangenschaft sich befindenden deutschen Soldaten. Seine Reise nach Moskau hatte Erfolg. Bis heute bewegend sind die Filmaufnahmen, die dokumentieren, wie im Herbst 1955 die letzten Kriegsheimkehrer im Lager Friedland ankamen und mit Tränen in den Au-

gen das Lied „Nun danket alle Gott“ anstimmten. Weniger bekannt aber ist, dass Adenauer, der bekennender Katholik war, direkt vor seiner Reise inkognito in die Schweiz gefahren war, um dort am Grab des heiligen Bruder Klaus zu beten. Klaus von der Flüe ist der Nationalheilige der Schweiz. Der besonnene Ratsherr und große Friedensstifter, der die Eidgenossenschaft nicht nur einmal vor Krieg und Verderben bewahrt hatte, lebte im ausgehenden Mittelalter und war 1947 von Papst Pius XII. heiliggesprochen worden. Eine ganze Nacht soll Adenauer in der Kapelle auf den Knien verbracht haben, so berichtete es der dort zuständige Priester.

Doch nicht nur Adenauers Gebet ist bezeugt: Der damalige Männerseelsorger der Erzdiözese Freiburg im Breisgau, Prälat Alois Stiefvater, ein Vertrauter Adenauers, rief eine Gruppe von Männern zusammen, die während des ganzen Aufenthalts des Bundeskanzlers in der Sowjetunion vom 8. bis zum 14. September abwechselnd vor dem Allerheiligsten knieten und rund um die Uhr Anbetung hielten. Aus Dankbarkeit haben sich später etliche Heimkehrer angeschlossen und dieses Gebet auf dem Lindenberg bei St. Peter im Schwarzwald weitergeführt, Tag und Nacht bis in unsere Zeit herein.

Ähnliches wird von Österreich erzählt. Dort hatte Ende der 40er Jahre der Franziskaner Petrus Pavlicek einen Gebetssturm initiiert, den er martialisch „Rosenkranz-Sühne-Kreuzzug“ nannte. Pavlicek war bald nach Kriegsende glücklich aus französischer Gefangenschaft nach Hause gekommen, fand aber seine Heimat in desolatem und zerrissenem Zustand. Auch Österreich war ja in Besatzungszonen aufgeteilt, ganz Niederösterreich und das Burgenland in sowjetischer Hand. „Betet mit mir den Rosenkranz, dass Österreich nicht kommunistisch wird“, rief er auf und fand Gehör. Bis Ende 1950 stieg die Zahl allein der eingetragenen Beter bereits auf 200.000, zwei Jahre später waren es gar schon 340.000 und im Mai 1955 überstieg sie eine halbe Million, darunter Persönlichkeiten in höchsten politischen Ämtern. 1955 schließlich konnte in Österreich der ersehnte Staatsvertrag unterschrieben werden, aufgrund dessen sich die Sowjetunion bedingungslos (!) aus Österreich zurückzog und die noch lebenden Kriegsgefangenen herausgab. Ein Wunder sagten die einen, die Kraft des Gebetes, die anderen.

Vom Warten habe ich am Anfang gesprochen und dass das Warten lang werden kann. Uns wurde aber auch klar, dass das Warten ungeahnte Aufbrüche zeitigt, dass es die Menschen erzieht und formt. Gott lässt uns oft warten, denn er ist selber langmütig und geduldig. Dass langes Warten mit Gebet gefüllt werden kann, wussten die Menschen früherer Tage besser als wir Heutigen. Vielleicht haben wir in unserer Zeit manchmal das Gefühl, Gott will sich nicht mehr zeigen, weil wir das Warten und damit das Beten verlernt haben. Wir meinen, unse-

re Gesellschaft meint, nicht mehr warten zu müssen. Alles erwarten wir sofort, gleich, immediately und just in time.

Wohl dem, der sich da die Zeit nimmt und sich in Ruhe sich selber, Gott oder einem Denkmal wie dieser Kirche widmet. „Wer geschichtslos ist, wird geschichtslos!“, so hat es einmal einer zusammengefasst, und schon das Buch Deuteronomium weiß: „*Denk an die Tage der Vergangenheit, lerne aus den Jahren der Geschichte! Frag deinen Vater, er wird es dir erzählen, frag die Alten, sie werden es dir sagen.*“ (Dtn 32,7)

Amen.